



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frug oder fragte?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es die schwer Gequälten gar oft in solchen Fällen thaten, zu den Barbaren zu entlaufen, mit diesen das Weite zu suchen.

Auch bargen seine Willen, war er auch just kein Kunstfreund und zu vorsichtig, Schätze außerhalb der Festung zu belassen (!), gar manches wertvolle Gerät und Geschir, auch Herden von Kindern, Schafen und Schweinen, das (!) der Wirtsame (!) ungerne den Räubern gegönnt hätte.

Daß so unglaubliche Übergänge wie: „Wir schließen uns lieber den zehenden Germanen oberhalb, als dem in ohnmächtiger Wut Zürnenden unterhalb des Marmorbodens an“ oder: „Der Tag steigt, seufzte sie, und mit ihm steigt doch meine Angst. Mein Julvius, wo magst du sein? Hier bin ich! rief eine fröhliche, helle Stimme“ ebenso zahlreich vorkommen wie mißgeschaffene neue Worte und absonderliche Wendungen, kann nach alledem nicht Wunder nehmen.

Die „Spezialität“ ist auf poetischem Gebiete offenbar kein Schutz gegen die Flüchtigkeit und Geschmacklosigkeit. Sie scheint dieselbe sogar zu fördern. Wenn dergleichen am grünen Holze geschieht, was soll man am dürren erwarten? Will Felix Dahn die kleinen „Romane aus der Völkerverwanderung“ in der That fortsetzen, so dürfen das deutsche Publikum und die deutsche Literatur wohl von ihm erwarten, daß er sich auf sich selbst besinne. Sorgfalt und guter Geschmack der Ausführung sind das mindeste, was man von einem namhaften Dichter fordern darf, und die Diskussion über den innern Wert oder Unwert einer Schöpfung sollten erst jenseits dieser erfüllten Forderungen beginnen.



Frug oder fragte?



uf das im vorletzten Hefte der Grenzboten veröffentlichte Sonett von Paul Lang: „Ich frug,“ welches in launiger Weise einen neuerdings immer mehr um sich greifenden Sprachfehler verspottete, hat die in Berlin erscheinende Post in einer ihrer letzten Nummern folgendes mit v. G. unterzeichnete Gegensonett gebracht:

Was nenlich du verlangt, ich bin es willig,
 Ich folge dir! Nicht sag' ich mehr: ich frug!
 Nicht sprech' ich fürder noch: ich wug, ich klug!
 Der Sprache Regel völlig nur erfüll' ich!
 Grammatikalisch aber sprechen will ich!
 Wenn nicht: ich frug! — Warum denn dann: ich trug?
 Wenn nicht: ich wug! — Warum denn dann: ich schlug?
 Was recht dem einen, ist dem andern billig.
 Ich spreche jetzt nur noch: ich fragte, wagte!
 Ich gehe stracks, wohin du mir gewinkt,
 Und sage auch: ich trachte und ich schlagte!

Ich liegte, fliegte, fingte! — Wie das klingt!
 So schön als wenn: lag, flog und sang! ich sagte,
 Doch ist's grammatikalisch recht gesingt!

Wäre die Verteidigung in der Form nicht ebenso zierlich wie der Angriff, wir würden sie ganz mit Stillschweigen übergehen. Denn in der Sache ist sie so verfehlt wie möglich. Wir müssen also unsern Gegner in aller Kürze über die Sache aufklären, auf die Gefahr hin, einen großen Teil der Leser dieser Blätter zu beleidigen durch Vorführung von Dingen, die heutzutage jedem leidlichen Sekundaner eines deutschen Gymnasiums geläufig sind.

Die deutsche Sprache hat zwei Arten von Thätigkeitswörtern, die sogenannten starken und die sogenannten schwachen. Die starken heißen stark, weil sie die Triebkraft haben, ihr Präteritum und ihr Partizip aus dem eignen Stamm heraus zu entwickeln, wobei nur die Stammvokale gewisse Veränderungen erleiden. Solche starke Verba sind: singe, sang, gesungen — stehle, stahl, gestohlen — liege, lag, gelegen — fliege, flog, geflogen — trage, trug getragen — ichlage, schlug, geschlagen. Die schwachen Verba heißen schwach, weil sie jene Triebkraft nicht besitzen, sondern zur Bildung ihres Präteritums und ihres Partizips fremder Hilfe bedürfen: sie fügen an den Stamm das Zeitwort thun an. Nichts andres nämlich als ein kümmerlicher Rest dieses Zeitwortes sind die Endungen te und t in Formen wie: lobe, lobte, gelobt — suche, suchte, gesucht — plage, plagte, geplagt — wage, wagte, gewagt. Dies sind schwache Verba.

Wollte nun jemand die Frage aufwerfen: Warum sind denn manche Verba schwach und manche stark? so würde das eine ganz ähnliche Frage sein wie die: Warum blüht denn die eine Rose rot und die andre weiß? Alle Sprachformen sind Naturerzeugnisse, und kein Engel im Himmel kann sagen, warum die einen nach dem, die andern nach jenem Bildungsgesetze entstanden sind.

Wie der Mensch aber imstande ist, in der Pflanzenwelt in den natürlichen Entwicklungsgang störend einzugreifen und Bildungen zu veranlassen, welche die Natur von selbst nie und nimmermehr schaffen würde, so ist er auch imstande, die natürlichen Entwicklungsgesetze der Sprache zu stören und ihnen eine andre Richtung zu geben. Dies geschieht nun zwar niemals ganz ohne Sinn und Verstand, etwa so, daß sprachliche Formen ohne alle Gesetzmäßigkeit gebildet würden — wie denn auch eine künstlich gezüchtete Rosenart immer noch nach natürlichen Bildungsgesetzen entsteht —, wohl aber so, daß die neuen Formen „nach falscher Analogie,“ wie die wissenschaftliche Grammatik sagt, gebildet werden. Kinder, welche erst reden lernen, bilden anfangs unzählige Formen nach falscher Analogie.

In der Verbalbildung liegt nun am allernächsten die Gefahr, die beiden Hauptklassen der starken und schwachen Zeitwörter zu verwirren, ein starkes Verbum nach einem zufällig ähnlich klingenden schwachen — also eben nach

falscher Analogie! — abzuwandeln, und umgekehrt. So haben die Kinder anfangs eine Neigung, alle starken Verba wie schwache zu behandeln, weil die mannichfachen Vokalveränderungen, die bei den starken im Innern des Stammes vorgehen, in ihrem Bewußtsein noch nicht feststzen; sie sagen also genehmt für genommen, geschreibt für geschrieben. Da aber bekanntlich die große Masse der Menschen ewig Kind bleibt, so erstreckt sich eine gewisse Unsicherheit und eine gewisse Neigung zur falschen Analogie auch weiter, und sic hat es in einzelnen Fällen zuwege gebracht, daß falsche Formen, die sich anfangs nur vereinzelt hervorwagten, allmählich sich über das ganze Volk verbreiteten und heute allgemein so gebraucht werden, als wenn sie von jeher die richtigen gewesen wären. Ursprünglich starke Verba sind auf diese Weise endlich zu schwachen, und schwache zu starken geworden. So wird z. B. das Verbum laden, welches ehemals schwach war — lade, ladete, geladet —, jetzt allgemein wie ein starkes behandelt: lade, lud, geladen; umgekehrt sind die ursprünglich starken Formen: pflege, pflag, gepflogen jetzt fast ganz durch die schwachen verdrängt: pflege, pflegte, gepflegt.

Nun liegen die Dinge doch einfach so. Überall da, wo die falsche Form im ganzen Volke oder fast im ganzen Volke durchgedrungen ist, wie in den beiden zuletzt erwähnten Fällen, wäre es vergebliche Liebesmüh, das alte und richtige noch wiederherstellen zu wollen. In allen Fällen aber, wo der Fehler noch im Entstehen begriffen und vielleicht noch wieder gut zu machen ist, ist es doch wohl die Pflicht derer, die da wissen, was richtig ist, die Schwankenden, Irre gewordenen zu belehren und zum Richtigen zurückzurufen. Solche Fälle aber liegen vor z. B. bei stecken und fragen. Beides sind schwache Verba; noch nie ist es jemand eingefallen zu sagen: gestochen oder gefragt; aber schon beginnen selbst feingebildete Leute zu sagen: Der Schlüssel stat (!), und nun vollends frug für fragte fängt ja jetzt allgemein an für vornehm zu gelten.

Die Form frug ist lediglich nach der falschen Analogie von trug und schlug gebildet, und zwar ist der Verbrecher, bei dem sie sich zuerst findet, das Plattdeutsche gewesen. Bürger, 1747 in Wolmerswende bei Halberstadt geboren, schreibt schon 1774 in der „Lenore“: „Sie frug den Zug wohl auf und ab, sie frug nach allen Namen.“ So weit aber hat, trotz mehr als hundertjährigen Vorhandenseins, die falsche Form noch nicht um sich gegriffen, daß sie nicht noch von tausenden und abertausenden in unserm Volke als falsch empfunden würde. Also wieder weg damit!

Gern hätten wir die vorstehende Auseinandersetzung in Verse gebracht, aber das hätte ja einen ganzen Sonettencyklus gegeben! Will sich Herr v. C. genauer über diese Dinge unterrichten, so empfehlen wir ihm das hübsche Buch von K. G. Andresen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen (2. Aufl. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1882), wenn er es nicht lieber vorzieht, einmal eine ordentliche deutsche Grammatik zur Hand zu nehmen.